

**Zeitschrift:** Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires  
**Herausgeber:** Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde  
**Band:** 117 (2021)  
**Heft:** 2

**Buchbesprechung:** Buchbesprechungen = Comptes rendus des livres

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 01.04.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Buchbesprechungen Comptes rendus des livres

**Dagmar Hänel, Ove Sutter, Ruth Dorothea Eggel et al. (Hg.): Planen. Hoffen. Fürchten. Zur Gegenwart der Zukunft im Alltag.**

Münster: Waxmann, 2021 (Bonner Beiträge zur Alltagskulturforschung, 13), 240 S.

«The problem with the future is that there is no way to research it» (S. 176). Dieser Satz des Kulturanthropologen Tom Boellstorff, den Maximilian Jablonowski in seinem Beitrag zitiert, könnte programmatisch am Anfang des vorliegenden Bandes stehen, der die Beiträge der gleichnamigen DGV-Hochschultagung versammelt, die 2018 an der Universität Bonn stattgefunden hat. Schliesslich versuchen alle Beiträge dieses Diktum zu widerlegen, indem sie Antworten auf die Frage finden, wie man denn doch Zukunft erforschen könne. Könnte man dies nicht, gäbe es weder diesen Sammelband noch die allerorten zu beobachtenden Konferenzen, Tagungen und Sonderhefte über erforschenswerte Zukünfte.

Diese rezente Konjunktur des Zukunftsthemas, die von der Feststellung begleitet wird, es sei gerade *jetzt* alltagskulturell besonders dringlich, überrascht allerdings insofern, da der im Band mehrfach zitierte Historiker Reinhard Koselleck der Moderne schon 1968 – also im Zukunftsjahr schlechthin – die Zukunft

ins Stammbuch geschrieben hat: Die Moderne habe sich seit der Sattelzeit um 1750 auf offene Zukunftsreferenz ausgerichtet; zwischen Erfahrungsraum und Erwartungshorizont – in der Vormoderne gewiss noch deckungsgleich – habe sich ein Drittes gelegt, das Kontingenzbewusstsein, die Gewissheit, dass nun nichts notwendig und alles möglich sei. Wenn man dem bedeutendsten deutschsprachigen Historiker des 20. Jahrhunderts darin nicht widersprechen will – und wer würde das –, dann verblüfft die Ausgangsthese des Sammelbandes: Dass die Welt gegenwärtig besonders unübersichtlich, komplex und unsicher sei, weshalb Akteure besonders begehrlieh in die Zukunft schauten, gilt nicht erst seit 2018, sondern, folgt man Koselleck, bereits ab der Sattelzeit. Anders gesagt: Inwiefern die zukunftsreferenziellen Begriffe Planen, Hoffen, Fürchten eine besondere zeitdiagnostische Gegenwärtigkeit haben, hat sich dem Rezensenten nicht erschlossen, weil, so Koselleck, Akteure schon 1750 «mit einer offenen und von Unsicherheit geprägten Zukunftsperspektive konfrontiert» waren und nicht erst in «postfordistischen Gesellschaften» (beides Zitate Hänel, Sutter, Eggel et al., S. 10). Entsprechend hat Niklas Luhmann in dem einschlägigen Theorietext – dessen ausführliche Einbindung in den Sammelband

der Rezensent sehr vermisst, führt er doch die hilfreiche Dopplung der Futurisierung/Defuturisierung ein – auf eine hübsche Formulierung hingewiesen, die auf Leibniz zurückgeht, also gar vor-sattelzeitig ist, und in der französischen Revolutionszeit vielfach benutzt wurde: «Le temps present est gros de l'avenir» (Luhmann: Beschreibung der Zukunft, 1992, S. 121).

Ganz von der historischen Einordnung von Zukunftsphänomenen abgesehen, wäre es hilfreich gewesen, dem Band eine programmatische Einleitung voranzustellen, die klärt, was unter Zukunft eigentlich theoretisch präzise zu verstehen ist. Wobei: Eine solche verallgemeinernde Einleitung wäre kaum möglich, zeigen die für sich allesamt überzeugenden Beiträge doch, dass es grundverschiedene und mitunter theoretisch unvereinbare Zukünfte sind, denen sie sich widmen. Um dies kurz am Einmachglas zu verdeutlichen, an dessen Beispiel die Einleitung elegant an das Thema heranführt: Ist es bereits eine Zukunftspraxis, wenn ich ein Einmachglas benutze, um dort Zucker zu lagern? Oder ist es erst eine Zukunftspraxis, wenn ich dort Konfitüre aufbewahre, also etwas, das durch den Gang der Zeit seine Qualität ändert? Oder: Ist es erst eine Zukunftspraxis, wenn ich jetzt daran denke, mir morgen aus dem Einmachglas eine Messerspitze Konfitüre zu nehmen? Oder wird es erst dann zukünftig, wenn ich beim Einmachvorgang die Zauberformel vor mich hinspreche: «Möge dieses Glas meine Konfitüre auch in der Zukunft frisch halten»? Oder, als Letztes: Ist bereits das Einmachglas ohne menschliches Zutun etwas Zukunftsobjektives, das seine Nutzer:innen afforziert, in die Zukunft zu blicken, auch wenn sie nur Konfitüre essen wollen? Kleine Fragen, deren Antworten – um im Bild zu bleiben – an das Eingemachte der Sozial- und Kulturwissenschaften gehen.

Manche Beiträge im Band, etwa der sprechakttheoretisch argumentierende

Aufsatz von Alexa Färber über das Versprechen, nähern sich dem Phänomen und gleichsam der Beantwortung dieser Fragen, indem sie diskursive Zukunftsvermittlungen betrachten; manche, wie der im weitesten Sinne ethnomethodologische Beitrag von Stefan Groth, konzentrieren sich auf Handlungen. Andere Beiträge gehen auf Organisationen beziehungsweise das Organisieren ein – Sina Wohlgemuth auf EU-Förderprogramme, Jan Lange und Manuel Liebig auf das Leben in Asylverfahren –, und nochmal andere blicken auf medial-technische Ausprägungen und Einhegungen des Zukünftigen – so Maximilian Jablonowskis grossartige Meditation über Technikkulturen und Alexander Schwinghammers anregende wie ideenreiche Skizze zur Automatisierung beziehungsweise Digitalisierung von Mahlzeiten.

Für sich genommen sind diese Lektüren ein Gewinn, weil sie Zukunft, was auch immer das ist, in ihren jeweiligen empirischen wie analytischen Feldern eingrenzen und konzeptualisieren, wodurch jeder Beitrag an einer eigenen Zukunft arbeitet. Auch das ist eine kosellecksche Idee: In der Moderne hat alles und jede:r je eigene Zukünfte und doch ist alles und jede:r auf eine synchron erfahrene, kollektivsinguläre Zukunft hin ausgerichtet. So verhält es sich wohl auch mit der Forschung.

In der Zusammenschau aller Beiträge bleiben indes Zweifel, was den Konzeptwert von Zukunftsforschung unter der Prämisse der Alltagskulturforschung angeht. Nimmt man Groths beeindruckende handlungstheoretische Ausführungen ernst und erweitert sie um ein systemtheoretisches Kommunikationsmodell, dann ist Zukunft mithin überall. Jedes pragmatische wie kommunikative Entscheiden und Unterscheiden ist mithin nur möglich, weil auch anders entschieden und unterschieden werden könnte. Versteht man Kultur demnach als Entscheidungs- und Unterscheidungsgrammatik, die gemeinsames Handeln und

Kommunizieren sicherstellt, liesse sich Zukunft als der imaginäre Raum verstehen, in dem Entscheidungen und Unterscheidungen so oder anders getroffen werden – Zukunft als, wie es Groth darstellt, imaginäre Realisierung kontingenter Praktiken (und Kommunikationen, möchte ich erweitern).

Sollte diese Überlegung stimmen und Zukunft die entscheidende Ressource sein, die *jedes* Handeln und Sprechen ermöglicht, dann verliert das Phänomen aber meines Erachtens seine heuristische Schärfe hinsichtlich konkreter empirischer Fragen: Wenn das Zähneputzen genauso zukunftsreich ist wie der Derivatehandel, das Einmachglas genauso zukunftsreich wie der menschengemachte Klimawandel, dann scheint mir die Zukunftskategorie zu universell – und damit: zu unterscheidungsschwach – zu sein, um Spezifika des Zähneputzens oder des Klimawandelns zu verstehen; und das tiefere Nachdenken über Zukunft müsste wiederum primär theoretisch erfolgen.

Insofern liegt der Lektüregewinn des Sammelbandes weniger darin, Grundsätzliches über alltagskulturelle Zukunftsaushandlungen zu erfahren. Die Beiträge, die eher allgemein von Zeitlichkeit ausgehen, um so ihre je eigenen, empirisch gesättigten Spezialfragen zu bearbeiten, überzeugen vielmehr in der empirischen Engführung. Die sensible mikrohistorische Studie von Johannes Muske über «provinzielle» Sozialbewegungen oder Barbara Sieferles methodisch feine Untersuchung über die Orientierung ehemaliger Gefängnisinsassen in der sogenannten Freiheit sind auch fernab von Zukunftsfragen äusserst lesenswert, weil man Neues über Sozialbewegungen in der Provinz oder das Leben nach dem Gefängnis lernt.

Im Ganzen versammelt der anzuzeigende Band also meines Erachtens durchweg lesenswerte, mitunter grossartige Beiträge, deren Stärke nicht so sehr darin liegt, theoretisch-konzeptionell Überras-

schendes zum Zukunftsthema zu liefern, sondern dieses eher als Einladung verstehen, gelungene Detailstudien, kreative Skizzen und konzise Forschungszusammenfassungen zu liefern, die untereinander eher locker verbunden sind.

SEBASTIAN DÜMLING

**Timo Heimerdinger und Markus Tauschek (Hg.): Kulturtheoretisch argumentieren. Ein Arbeitsbuch.**

Münster: Waxmann 2020 (UTB 5450), 554 S., Ill.

Die Volkskunde/Europäische Ethnologie präsentiert sich in einem durch eine Konferenz vorbereiteten «Arbeitsbuch» und will damit das Fach im Umfeld der Nachbarwissenschaften positionieren. Dass sich manche andere «Kulturwissenschaften» weigern, von der Europäischen Ethnologie Kenntnis zu nehmen, wird nicht thematisiert.

«Volkskunde» ist entstanden in einer Zeit, in der mit und nach den Revolutionen von 1776 und 1789 das Prinzip der Gleichheit aller Menschen in seinen Konsequenzen durchgearbeitet werden musste. Die Anerkennung der kreativen Potenzen in allen Milieus war mit dem Sammeln der populären Überlieferungen verbunden. Dass W. H. Riehl später davor warnte, in der Beschäftigung mit «eitlem Plunder» nur selbstreferentiell und nicht gesellschaftspolitisch zu arbeiten, führte ihn nur dazu, die Ständegesellschaft der Demokratie vorzuziehen. Das tat der Wissenschaft nicht gut. Heinz Maus meinte viel später, die Forschungen zu Kulturprozessen könnten beitragen zur «Erhellung unserer Kultur» und dazu, die Lebensbedingungen «durchsichtiger» zu machen. Er wird im Zusammenhang mit der Humboldt-Universität Berlin erwähnt (S. 233), hat aber seinen kritischen Aufsatz zur Volkskunde im Umfeld der kaum weniger an gesellschaftlicher Reform orientierten, mit Hilfe der französischen Besatzung nach

1945 wiedergegründeten Universität Mainz geschrieben. Nicht zuletzt, weil die Volkskunde die Geschichte der im gemeinschaftlichen Leben entwickelten Sozialkultur mit ihren Triebkräften und handlungsleitenden Werten untersucht, kann sie das leisten, was Maus von ihr verlangt, und so hat sie etwas, was andere Gesellschaftswissenschaften nicht so gut beherrschen.

Das Fach wird verstanden als eine «kulturwissenschaftliche Disziplin [...] die empirische Analysen in Historie wie Gegenwart mit theoriegeleiteten Interpretationen im Bereich der Alltagskultur verbindet» (Tauschek/Heimerdinger in der Einführung, S. 8). Die «akteurszentrierte Perspektive» (S. 25) fragt wie die Quellenkritik der Historiker: Wer sagt was wann, wie und warum (S. 235).

Kaspar Maase spricht, anknüpfend an Bernd Jürgen Warneken, zusammenfassend von den «Unterprivilegierten» (S. 384) und nähert sich damit der Formel von den «nichthegeemonialen» Milieus, von denen Ute Mohrmann spricht (in dem Band nicht zitiert; vgl. Mohrmann, *Ethnographie in der DDR*, 2018). Als Ingeborg Weber-Kellermann die Integration der Marburger Volkskunde (Institut für Mitteleuropäische Volksforschung) in den Fachbereich Gesellschaftswissenschaften vorantrieb, da war es kein Zufall, dass der Politikwissenschaftler Wolfgang Abendroth in Marburg dies förderte: Er wusste, dass eine demokratische Politik die Unterstützung auch dieser Wissenschaft braucht, erst recht in der Krise der Demokratie.

Der Beitrag von Kaspar Maase zur Populärkultur (S. 380) ist mir in diesem Zusammenhang besonders wichtig. Es wird nicht das letzte Mal sein, dass versucht wird, im Wirrwarr der unterschiedlichen ästhetisch-kulturellen Ausdrucksformen und Genusswelten der verschiedenen Milieus, Klassen und Regionalitäten Ordnung zu schaffen. Mit den Begriffen muss man sich abmühen, wenn es um das breite Spektrum

ästhetisch-kultureller Ausdrucksformen und ihrer gemeinschaftlichen oder individuellen Nutzung geht. Die «ausgeprägte Selbstbezüglichkeit (Intertextualität) [...] und ihr Gegenstück, die Genrekompetenz» der Nutzerinnen und Nutzer, charakterisiert ja nicht nur die «populäre ästhetische Produktion» und die populären Formen, sondern auch die der «Hochkultur» (oder wie immer man das nennen mag). Mit der «Akteursperspektive» der europäischen Ethnologie wird die «Populärkultur als Netz von Praktiken und Dingen» verstanden und anerkannt (S. 388). Es geht Maase um «Praktiken der Unterhaltung und Vergnügung, die von erheblichen Teilen der Bevölkerung moderner Gesellschaft geschätzt werden» (S. 384) – und zwar auch quer durch die Schichten. Maase relativiert historische Bezüge zu Recht, denn mit der «zentralen Rolle ökonomischer Interessen» (S. 381) in der Marktgesellschaft schlägt die Quantität in eine neue Qualität um: Die «moderne» (zeitgenössische) «kommerzielle Populärkultur» ist nicht nur wie in der Antike zu verstehen als beschwichtigende Praktik von «Brot und Spielen», sie ist ohne das dominante Element von Markt und Konkurrenz nicht zu verstehen. Die Rolle der Nutzerinnen und Nutzer scheint minimiert, denn es geht um «Markt- und damit Konkurrenzphänome» (S. 388). John Fiske unterscheidet zwischen der monetären Wirtschaft (wo es um Gewinn geht) und der kulturellen Wirtschaft: «Hier ist das Produkt nicht Ware, sondern ein kommunikativer Text mit einem Potenzial an Bedeutungen und Vergnügen (pleasure)». Daran setzt die eigentliche Aktivität derer an, die selbst keine Kulturwaren herstellen können. Sie erzeugen in ihrer Aneignung und in der Anschlusskommunikation eigene Lesarten» (S. 391 f.). Mit solchen werden Vergnügen und Bedeutungen ausgehandelt und definiert, da wird «Kennerschaft» und eigenes Qualitätsbewusstsein entwickelt, und hier spielen die Zugehörigkeit zu einer

Klasse oder Ähnliches keine Rolle, sondern nur die Kennerschaft. Gebrauchswert ist das gesuchte Vergnügen des ästhetischen Erlebens. So wird «den rezeptiven Populärkultur-Nutzungen von Alltagsmenschen in Alltagskontexten Eigenart und Eigenwert» zugeschrieben. «Ästhetisch» meint dabei nicht «schön», sondern «eine Form intensiver sinnlicher Wahrnehmung» (S. 393), verknüpft mit Gefühlen, Stimmungen und Phantasie. Unterhaltung ist eine «ästhetische Interaktion» (Hügel, S. 395), «allerdings eine mit geringeren Ansprüchen und mehr Freiheiten als die Kunstrezeption» (ebd.). Das aber ist auch leicht zu relativieren, wie der (hier nicht angeführte) beispielhafte Vergleich zwischen den Fiaker-Kutschern und den «gebildeten» Konzertbesuchern bei den von David Josef Bach 1905 veranstalteten Wiener Arbeiter-sinfoniekonzerten zeigt. «Kennerschaft» spielt immer eine Rolle.

«Das (populäre Schöne) ist als Ergebnis spezifischer Nutzungspraktiken» mit selektivem Charakter interpretierbar (ebd.). In der Nutzung von Massenkünsten finden «Kollaborationsvereinbarungen» statt, bei der menschliche und nichtmenschliche Akteure sowie Distinktion und Positionierung eine Rolle spielen – etwa beim menschlichen Schmecken (Hämmerling). Das sind alles Überlegungen, die auch für die Interpretation der Formen des Umganges mit ästhetisch-kulturellen Produkten und Ausdrucksformen in anderen Milieus eine Rolle spielen.

«Der (Geschmack), den unser Lebensstil im Handeln wie im Kommentieren und Bewerten zeigt, dient dazu, unseren Platz in kulturellen Hierarchien zu bestimmen – den Status und die Kompetenz, die wir für uns beanspruchen, wie den Rang, den andere uns zuweisen. Im Alltag werden häufig kulturelle Praktiken im Feld zwischen (Hoch)- und (Populär)-Kultur dafür herangezogen, diese Selbst- und Fremdeinordnung vorzunehmen» (S. 243) – wie bei

Bourdieu. Auf dessen Konzept bezieht sich die von Maase zitierte Christine Hämmerling bei ihrer Studie zu «Tatort»-Nutzern und Nutzerinnen. Bei ihr wird die Vielschichtigkeit, nicht die Binarität erkennbar. Für sie zeichnet sich «eine Verflüssigung der Dichotomie von Hoch- und Populärkultur» ab – und das gilt vermutlich nicht nur für die «Tatort»-Nutzerinnen und Nutzer. Das relativiert den Schematismus von Didier Eribon, der die «legitime» Kultur der Gebildeten von der populären trennt und dabei alle Verknüpfungen vergisst (Eribon, Gesellschaft als Urteil, 2017; ders.: Rückkehr nach Reims, 2016). Der «ethnologische Respekt» braucht dabei nicht zu einer romantisierenden Verklärung verführen. Es gibt klassenübergreifende «Popkultur» (S. 385). Und die «Ästhetisierung des Alltags» ist die übliche und vielleicht notwendige Form des «Formierens nach den Gesetzen der Schönheit» (ebd.), von dem Karl Marx schreibt.

Der Beitrag von Maase ist ein Beispiel für die vielen anregenden Auseinandersetzungen, die mit alphabetisch geordneten Begriffen und Konzepten in dem Buch stattfinden. Die meisten können im Folgenden nur kurz erwähnt werden.

Affordanzen sind für Christoph Ba-reither «zunächst, vereinfacht gesprochen, die Handlungsmöglichkeiten, die eine materielle Umwelt einem Lebewesen bieten» (S. 35). Sein Beispiel sind «Gedenkstätten und ihre Affordanzen für emotionales Gedenken» (S. 47). Manches erinnert an die Diskussion um «Framing» in den Medien. Michaela Fenske (S. 56) geht es bei Agency um «Handlungs- oder Wirkmacht» und sie verweist auf Forschungen, mit denen «die politische Handlungsmacht der weniger privilegierten Bevölkerungsgruppen als entscheidende Kraft historischer Entwicklung» entdeckt wurde.» Mit dem «Framing urbaner Imkerei» (S. 73) und der «tierlichen Agency» (S. 72) kann sie Raum und Umweltveränderungen wahrnehmen.

Die Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) (Ina Dietzsch) geht davon aus, dass «Zeichen, Menschen, Institutionen, Normen, Theorien, Dinge und Artefakte» «Mischwesen sind, technosoziale Hybride, die sich in dauernd sich verändernden Netzwerken selbst organisieren. So ist die ANT Teil des Grundrepertoires von Kulturtheorie, und «Wasser als fluide Verbindung verschiedener veränderlicher Netzwerke» (S. 90) ist ein treffliches Beispiel dafür. Johannes Müske entwickelt mit dem Beispiel Corona die Diskurstheorie von Foucault. Diskurse als «Denk- und Argumentationssysteme» (Hartmann, S. 102) benutzen Wörter nicht nur, um Sachen zu bezeichnen, sondern «um Ordnungen zu stiften, um Grenzen des Sagbaren zu errichten und um Objekte des Wissens hervorzubringen» (Sarasin, S. 109). «Was wurde in dem, was gesagt worden ist, wirklich gesagt?» (109). Diskurse konstruieren die Gegenstände, von denen sie sprechen, wie das Beispiel der Corona-Lore belegt (123). Ulrike Langbein (S. 130) sieht eine Konjunktur der Forschungen zu Emotion. Sie werden umgehend in Techniken der Selbst- und Personalführung umgemünzt (S. 132). Thema ist dabei auch «Sexualität und die emotionale Ökonomie des Begehrens», eingeschlossen die «vestimäre Praxis» (S. 143), ebenso Ekel, «Sauberkeit und die emotionale Chemie des Reinen» (S. 145), Unterwäsche eingeschlossen (S. 147).

Timo Heimerdinger geht hilfreich um mit dem «Habitus» von Bourdieu und seinem «Begriffsgebäude» Habitus, sozialer Raum, soziales Feld, Kapitalsorten (S. 156). Er zitiert Bourdieu: «Die Konditionierungen, die mit einer bestimmten Klasse von Existenzbedingungen verknüpft sind, erzeugen *Habitusformen* als Systeme dauerhafter und übertragbarer *Dispositionen*, als strukturierte Strukturen, die wie geschaffen sind, als strukturierende Strukturen zu fungieren, das heisst als Erzeugungs- und Ordnungsgrundlagen für

Praktiken und Vorstellungen, die objektiv an ihr Ziel angepasst sein können, ohne jedoch bewusstes Anstreben von Zwecken und ausdrückliche Beherrschung der zur Erreichung erforderlichen Operationen vorauszusetzen» (Bourdieu zitiert S. 157). Erklärt wird so die «fortlaufende Reproduktion kultureller Unterschiede und sozialer Ungleichheit in stratifizierten, also nach Milieu-, Klassen- oder Schichtmodellen gegliederten Gesellschaften» (S. 161). Freilich sind sie nicht «deterministisch fixiert», wie bei Didier Eribon. Man kann sprechen von «zur Persönlichkeitseigenschaft verfestigten Gewohnheitsstrukturen» oder der «Tiefenstruktur menschlicher Handlungsmuster» (Chomsky zitiert S. 160). Andere reden in diesem Zusammenhang von geteilten «Standards des guten und richtigen Lebens» oder von «kulturellen Prägungen». Inszenierung (Thomas Thieme) ist wie Theatralität ein der Wahrheitsfindung dienendes «heuristisches Modell, das eine Perspektive auf einen Untersuchungsgegenstand anbietet.» Der «szenische Charakter von Kultur» und der «Ereignischarakter», Fragen der «Selbstinszenierung» von Personen und Institutionen stehen im Zentrum: Wie wollen sie wahrgenommen werden? (Goffman zitiert S. 185) Es geht im konkreten Beispiel um die Inszenierung im Museum.

Malte Völk interpretiert mit Horkheimer kritische Theorie als eine «Ausrichtung, die sozusagen aufs Ganze geht und stets die gesellschaftliche Totalität im Hintergrund mitzudenken versucht» (S. 208) und damit in Widerspruch zu den Konservativen gerät, die von diesen Bezügen nicht viel halten. Es gehört dazu Kracauer und sein «entschieden egalitärer Impuls, der es ihm erlaubte, die Phänomene der populären Kultur den gleichen Rang wie die (höheren) Bildungsgüter einnehmen zu lassen» (Neckel 2006, zitiert S. 209) Die kulturphilosophische, die ästhetische und die auf die Vergnügungskultur bezogene Dimension der kritischen Theorie (S. 217–

219) wird nachvollzogen an dem schlichten Beispiel der «Briefmarkensprache», die mit der Art des Aufklebens der Briefmarken auf Briefen Botschaften verbindet. «Die ambivalente Haltung der Kritischen Theorie zu dem, was man Massenkultur oder auch Vergnügungskultur nennen könnte, enthält einen Massstab der Beurteilung, der aber nicht – auch wenn manche polemischen Formulierungen diesen Anschein erwecken mögen – einhergeht mit einer generellen Abwertung von niederer Kultur gegenüber einer als höherwertig angesehenen bürgerlichen Hochkultur» (S. 216). Sarah May bezieht sich bei Kultur (S. 236) auf den inflationären Gebrauch und legt den Fokus auf «prägend und geprägt» (S. 239). Sie vertritt mit Bezug auf Reckwitz (S. 239) und Geertz (S. 240) ein alltagstaugliches analytisches Konzept, angewandt auf regionale Spezialitäten wie Käse mit Herkunftsangaben. Sie zeigt damit, «wie Kultur die Handlungsmacht von Akteur\*innen in wirtschaftlich-rechtlichen Systemen» erkennen lässt (S. 261).

Dass dieses Buch erscheint in einer Zeit, in der über Postkolonialismus, Kolonialismus zu Hause, über Rassismus, Identität und «Klassismus» diskutiert wird, ist erkennbar an einem Beitrag wie dem von Sarah Nimführ über Liminalität. Sie wertet Flucht und Migration sowie die gesuchten Nischen in der Abschiebep Praxis für Migranten als Übergangsritual im Sinne von Victor W. Turner: Das «dynamische, Prozesshafte und Anti-Strukturelle unerwarteter Lebenssituationen» wird zu erfassen versucht (S. 288). «Mithilfe verschiedener Praktiken navigieren sich nicht abschiebbare Geflüchtete durch die Liminalität» (S. 289), unter anderem mit Hilfe der «spontanen communitas» (S. 289). Das ist eindrucksvoll als Beschreibung eines Kulturprozesses. Am Beispiel des «umstrittenen Stoffes» Zucker geht Kerstin Poehls der Materialität nach (S. 294): «Von der Bescheidenheit der Dinge [...] zur

Objektivierung» geht der Weg (S. 297). Auf Daniel Miller, Gudrun König und Gottfried Korff bezieht sie sich (S. 298). An der «Dingbedeutsamkeit» (S. 303) kommt man nicht vorbei, ebenso wenig wie am Kolonialismus (S. 307), der Farbe des Zuckers und den heutigen Gesundheitsfragen.

Narrativität ist das Thema von Silke Meyer. Von neuen Narrativen als politische Leitlinien spricht man gern, nachdem die traditionellen nicht mehr wirken. «Das Konzept der Narrativität geht davon aus, dass Menschen ihre Erinnerungen ordnen, indem sie sie in Geschichten kleiden. Durch diese narrative Form werden Erfahrungen zu sinnstiftenden Erlebnissen, die eine moralische Botschaft für die Erzählenden wie für das Publikum haben» (S. 328). Auch für Blogs ist das methodisch interessant; inzwischen spielt die Einkleidung in «einfache Sprache» eine Rolle (S. 331). Empirisch gearbeitet hat die Autorin zum erzählerischen Umgang mit Schulden und Schuld und der «narrativen Konstruktion des verschuldeten Selbst» (S. 345). Von «marktgerechten Gebrauchskontexten» ist die Rede: «Erzählungen haben also einen Marktwert, der sich kapitalisieren lässt und mit dem eine soziale Positionierung gerechtfertigt wird» (bezogen auf Bourdieu 2005, S. 338).

Für das Thema Performativität nimmt Karin Bürkert sich das Fahndungsfoto einer vermissten Jugendlichen vor und fragt, wie diese sich «gestylt» hat (S. 351). Mit Judith Butler wird daran erinnert, wie die «Performance» von männlich/weiblich das Geschlecht definiert und wie Ethnicity mit der Performance hergestellt wird. Praxis ist das Thema von Barbara Siefert (S. 408f.). *Soziokulturelle Wirklichkeit* entsteht mit «Bedeutungs- und Sinnzuschreibungen», und sie werden «im Handeln von Menschen geschaffen» (S. 409). Sie nähert sich dem Thema über die Praxis des Pilgerns (S. 419), damit Querverbindungen zur Gehforschung und zum Tourismus des Wanderns ermög-

lichend. Aber gemeinschaftliches Pilgern erschliesst, wie die begleitende Feldforschung der Autorin erkennen lässt, mehr Empathie: Zusammengehörigkeit wird praktiziert (S. 422).

Ein zeitgenössisches Schwitzhüttenritual (ein Dampfbad im Freien) wird für Mirko Uhlig beim Thema Ritual eine Analyse mit Weitungen (S. 433). «Kollektive Rituale wurden in diesem Kontext vornehmlich als den Gruppenzwang fördernde Herrschaftsinstrumente diffamiert.» (S. 449). Aber in der Gegenwart werden sie wie hier gern als für die kleine Gemeinschaft wichtige Praxis beschrieben. Dass aber angesichts auseinanderfallender Gesellschaften und des schwindenden Zusammenhaltes soziokulturelle Techniken wie Nachbarschaften und Brunnengemeinschaften wichtige Elemente der Gesellschaftspolitik sind, wird nicht gewürdigt. Karl Polanyi (nicht zitiert in dem ganzen Buch) hat auf diesen Zusammenhang hingewiesen: Er erinnert am Beispiel vormarktgemeinschaftlicher Gemeinschaften daran, dass Symbolwelten und Rituale zur Organisation der gemeinschaftlichen Lebensverhältnisse gehören: «Brauch und Gesetz, Magie und Religion wirkten zusammen, um den einzelnen zu Verhaltensformen zu veranlassen, die letztlich seine Funktion innerhalb des Wirtschaftssystems sicherten» (1978, S. 87). «Volkskundliche» Fragen zu Tradition (s. u. Tauschek) und «echt» oder «unecht» lenken ab, wo es doch auf die Praxis im Alltag ankommt (S. 448).

Am Beispiel einer Feldforschungsreise ans Europäische Kernforschungszentrum CERN beleuchtet Anne Dippel (S. 467) im alltäglichen Verhalten der Forschenden spielerische Elemente, die unvermeidlich in den hochtechnischen Bereich eingeschlossen sind (S. 478). «Vom Alltag mit Spielen zur Kulturtheorie des Spiels» (S. 470) geht ihr Weg, und sie weist mit Ingeborg Weber-Kellermann auf die soziale und kulturelle Dimension des Spiels hin.

Markus Tauschek bezieht sich bei Tradition (S. 490) auf immaterielles Kulturerbe am Beispiel von Narrenzünften und deren interne Auseinandersetzungen mit Innovationen (S. 491). Verboten sind «Kommerzialisierung oder Fremdnutzung der Fasnacht» (mit oder ohne t: als Übergangsritual zur Fastenzeit oder als «urgermanisches» Ritual, S. 496) zu «Werbezwecken mit Gewinnerzielungsabsicht» (S. 490). Es geht um die «regelkonforme Pflege kultureller Praktiken» (S. 491), aber auch darum, deren soziokulturelle Rolle bei der Förderung des gesellschaftlichen Zusammenhalts zu schützen: Selbst eine nur selektive kommerzielle Nutzung («Kommodifizierung») würde eine völlig neue Dynamik in die «spielerische» Tradition bringen. Wie weit den Ausübenden durch diese Einschränkung der souveräne Umgang mit ihrer Tradition verwehrt wird, müssen sie in demokratischer Weise selbst entscheiden. «Tradition als analytisches Konzept und Gegenstand kulturwissenschaftlicher Forschung» (S. 494) spielt mit «Gemeinschaft und Tradition» (S. 497) und Folklorismus (S. 498) immer eine Rolle in der europäischen Ethnologie. Beispiel ist auch der Karneval von Binche in Belgien, der Werbung für Tourismus und bürgerliches Selbstbewusstsein tragen muss (S. 505). Wie beim Ritual wird auch bei der Tradition erkennbar, wie unter dem Einfluss der aufklärerischen und marktwirtschaftlichen Ideen von der Emanzipation des Menschen in der ersten Reformphase der Volkskunde die integrierenden Kräfte der populären Kultur nur noch wenig Interesse fanden. Angesichts der heutigen Krise der Demokratie verdienen sie mehr Aufmerksamkeit.

Wissen ist das Thema von Konrad J. Kuhn (S. 520). «Die empirische Kulturwissenschaft untersucht menschliches Wissen, etwa in der Form von Sinndeutungen, Weltanschauungen, Perspektiven, Erzählungen und Handlungslogiken» (S. 524). «Als Wissen wird dabei all das verstanden,

was Menschen jeweils nutzen, um die Welt zu verstehen, sich anzueignen und in ihr zu handeln» (S. 528). Die Handelnden sind dabei von dem Wissen geprägt und wirken gleichzeitig prägend auf es zurück. 1964 hat Rudolf Braun bei der Erforschung der Lebenswelt italienischer Arbeiterinnen und Arbeiter in der Schweiz «Wissen in the making» untersucht und nachvollzogen, wie Wissen und Codes sozial konstruiert, gehandelt und kommuniziert werden: Geordnetes Wissen erzeugt wie Sprache Wirklichkeit. Wissenschaftliche und politische Ziele sind über «Wissen» damals in einer xenophoben Situation verwoben mit der Furcht vor «Überfremdung». Man wendet sich ab von dem «differenztheoretischen Container-Modell» für Ethnien, Integration ist Aushandlungsprozess. Und die Konsequenz: Die Schweiz sollte sich «mehr als etwas Werdendes und weniger als etwas Gewordenes begreifen» (Braun, zitiert nach Kuhn, S. 541).

Hier wie bei anderen Themen wächst der Wunsch: Würden doch mehr Forscherinnen und Forscher die Narrative und Diskurse der zeitgenössischen Demokratieverdrossenheit und des Rechtsradikalismus untersuchen!

Insgesamt ist das Buch ein in vielen Aspekten hilfreicher Versuch, die europäische Ethnologie aufzuwerten. «Die Lust an der Beschäftigung mit der eigenen Geschichte mag dabei umso grösser sein, je mehr man dabei mit den vergessenen Alternativen auch neue Freiheiten entdeckt» (Michaela Fenske, 61).

Es gibt zitierte Literatur bei den jeweiligen Artikeln und ein Verzeichnis der Autoren, aber leider kein Register.

DIETER KRAMER

**Esther Hürlimann, Ursina Largiadèr, Luzia Schoeck: Das Fräulein vom Bahnhof. Der Verein Freundinnen junger Mädchen in der Schweiz.**

Baden: hier + jetzt, 2021, 211 S., Ill.

Aus den Zügen meiner Kindheit und frühen Jugend sind mir noch die oft in den WCs angebrachten Plakate für die Dienste des schweizerischen Vereins der Freundinnen Junger Mädchen (FJM) präsent. Ich kann mich erinnern, dass ich einmal meine Mutter und Tante auf einer Zugreise fragte, was es damit auf sich habe und ich zur Antwort nur ein peinlich berührtes Lachen erhielt, gefolgt von der Erklärung, dabei handle es sich um etwas Altmodisches, womit sie (und folglich auch ich) nichts zu tun haben wollten.

Diese kleine Episode beschreibt wohl recht gut die allgemein verbreiteten Vorstellungen zum FJM, denen ein gewisser Wahrheitskern nicht abzusprechen ist, die aber dem Verein und seinen Aktivitäten auch nicht gerecht werden. Hier verspricht *Das Fräulein vom Bahnhof* Abhilfe zu schaffen, indem die Geschichte des Vereins nacherzählt wird. Esther Hürlimann, Ursina Largiadèr und Luzia Schoeck wollen die Geschichte des FJM in der Schweiz anhand des umfangreichen Archivmaterials nachzeichnen. Der Schwerpunkt der Darstellung liegt auf den Gründungsjahren bis in die 1950er-Jahre hinein.

Gegründet wurde der FJM 1886 mit dem Ziel, den Mädchenhandel, wie die Prostitution umschrieben wurde, zu bekämpfen. Der FJM ist einer der frühen Frauenvereine in der Schweiz und nimmt eine Pionierrolle ein «im Bereich der sozialen Arbeit sowie der präventiven Öffentlichkeitsarbeit junger Mädchen» (S. 10). Es ging ihm um die praktische Begleitung von jungen Mädchen im öffentlichen Raum, der im 19. Jahrhundert stark den Männern zugeordnet war. Ein Engagement für das Frauenstimmrecht spielte eher eine un-

tergeordnete Rolle. Kein Wunder, dass der FJM in einem retrospektiven Blick eher als konservativ gilt.

Das Kapitel *Das Netzwerk der Freundinnen* berichtet von der Vorgeschichte und den Gründungsjahren. Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurden weite Bevölkerungsschichten mobiler, darunter auch junge Frauen (im Folgenden als Mädchen bezeichnet, um dem Sprachgebrauch der Archivalien zu folgen). Damit verbunden war die Angst, dass diese jungen, unbegleiteten Mädchen auf der Suche nach Erwerbsmöglichkeiten an die Falschen, «an Vampyre der Unschuld» (S. 15) geraten.

1886 gegründet, wurde der FJM nur zwei Jahre später als gemeinnütziger Verein vom Bund anerkannt. Auch wenn der FJM von den Mitgliederzahlen her nicht zu den grossen Frauenvereinen zählte, konnte er auf eine wohlwollende öffentliche Anerkennung zählen, was vielleicht auch mit seiner internationalen Aufstellung zusammenhängt. Seine Selbstpositionierung innerhalb der Landschaft der verschiedenen Frauenvereine zeigt eine anhaltende Ambivalenz. Der FJM engagierte sich stets auch sozial, was sich in der Gründung von Heimen niederschlug. Für die Anfangsjahre lässt sich eine konfessionelle Bindung an reformierte/evangelische Wohltätigkeitsaktionen feststellen, wobei wegen des schweizweiten Handlungsradius zunehmend ein überkonfessionelles Angebot entwickelt wurde.

Die frühen Mitglieder des FJM waren alle in anderen Frauenvereinen tätig, das persönliche Engagement wurde grossgeschrieben, viele lokale Werke gingen auf Einzelinitiativen zurück.

Eine zentrale Bedeutung in den Angeboten des FJM kommt den Bahnhofwerken zu. Ein erstes Bahnhofwerk wurde bereits 1877 in Genf initiiert, in den 1880er-Jahren folgten Gründungen von Ablegern in weiteren Schweizer Städten, sodass es 1913 bereits ein Netz von 15 grösseren Bahnhöfen

gab, die über ein entsprechendes Angebot verfügten.

Der Bahnhof als sozialer Raum gewann im 19. Jahrhundert an Bedeutung. Die Schweiz nahm mit ihrer zentralen Lage eine wichtige Rolle im europäischen Bahnverkehr ein.

Wegen der umfangreichen Anforderungen für Anwärtnerinnen gestaltete sich das Finden geeigneten Personals für die Bahnhofwerke nicht immer einfach. Auch wenn der Kampf gegen den Mädchenhandel erklärtes Ziel der Arbeit an den Bahnhöfen war, zeigte sich die alltägliche Arbeit mehr von kleinen Hilfestellungen und Auskünften geprägt.

Sichere und bezahlbare Unterkunfts-möglichkeiten gehörten auch ins Portfolio des FJM, um jungen und unbegleiteten Mädchen einen sicheren Hafen zu bieten. Was «ein sicherer Hort für Frauen» (S. 47) sei, wurde im Laufe der Existenz des FJM immer wieder verhandelt.

Ein weiteres Standbein war die Stellenvermittlung, um zu verhindern, dass die jungen Mädchen auf Abwege gerieten. Die vermittelten Stellen sollten dem Abgleiten in den Mädchenhandel entgegenwirken. Viele Stellenangebote stammten aus gutbürgerlichen Haushalten, in denen die jungen Mädchen «einen aus FJM-Sicht moralisch richtigen Lebenswandel kennenlernten und auf ihr Leben als Mütter und tüchtige Hausfrauen vorbereitet wurden» (S. 49).

Ab dem Zweiten Weltkrieg konzentrierte sich die Vermittlung weniger auf Dienstmädchen, sondern es wurden Au-Pair-Stellen ins Welschland, Tessin oder nach England vermittelt. Neben Heimen gehörten auch Freizeitangebote zur vom FJM propagierten Dienstpalette. Frucht davon waren Freizeithäuser in Walten/Läufelfingen und Leysin. Bei den vom FJM portierten Freizeitangeboten ist eine Nähe zur Jugend- und Lebensreformbewegung nicht von der Hand zu weisen. Im Laufe seines Bestehens hat sich der FJM immer

wieder neuen Ansprüchen und Werthaltungen anzupassen gewusst.

Das Kapitel *Das christlich-diakonische Verständnis der Freundinnenarbeit* rollt das ideologische Selbstverständnis des FJM auf. Zwar entstand der FJM nicht ausschliesslich aus kirchlichen Kreisen, aber diese hatten immer Gewicht in der Geschichte des Vereins. Auch die Bekämpfung der Prostitution, die dem FJM ein wichtiges Anliegen war, hatte seine Wurzeln in einer christlich-moralischen und einer emanzipatorisch-abolitionistischen Spielart. Innerhalb des FJM herrschte immer wieder Uneinigkeit, in welcher Stossrichtung seine Bemühungen primär liegen sollten. Zur Frühzeit des FJM mischten sich politisch, wirtschaftlich und christlich konnotiertes Engagement in sozialen Belangen. In der historisch-feministischen Forschung wird moniert, dass weniger ein Kampf gegen weibliche Diskriminierung gefördert wurde, sondern dass der FJM «eine Festigung des patriarchalen Rollenverständnisses und eine Hinführung zu bürgerlicher Tugendhaftigkeit, Keuschheit und Sittenstrenge» (S. 83) anstrebte.

Das Freizeitprogramm, das der FJM aufbaute, sollte in den 1890er-Jahren eine Vereinnahmung der jungen Mädchen durch den «heidnischen» (S. 93) Sozialismus verhindern und die Bindung an Kirche und Religion stärken. Mit einem attraktiven Abendprogramm wollte man die jungen Mädchen von sich etablierenden Orten der Massenunterhaltung wie Kino, Chilbi etc. fernhalten. Im FJM wurden aber auch Stimmen laut, die diese Freizeitangebote als ein Verwöhnen der Mädchen verstanden. Ziel des FJM war, die jungen Mädchen mittels moralischer Leitlinien zu patenten Hausfrauen zu erziehen. Dieses wertkonservative Weltbild wurde durch den Ersten und Zweiten Weltkrieg nachhaltig erschüttert, auch weil die typische Klientel – Dienstmädchen – zusehends verschwand. Seit Jahren war auch eine zunehmende Konkur-

renz in der Jugendfürsorge auszumachen. Im Laufe des 20. Jahrhunderts nahm die religiöse Prägung dieser Angebote mehr und mehr ab.

Seit den 1970er-Jahren fand auch eine andere Einschätzung des FJM statt. Im Zuge des allgemeinen gesellschaftlichen Aufbruchs nach 1968 galten von ihm angebotenen Dienstleistungen und die damit verbundenen Werthaltungen als überholt, was einmal mehr in der Erkenntnis der Exponentinnen des FJM gipfelte, dass das Angebot dem gewandelten Zeitgeist und den veränderten Bedürfnissen angepasst werden müsse. Frucht davon war ab 1970 die Auskunftsstelle Ehe mit Orientalen, die den jung Vermählten «böse Überraschungen ersparen» (S. 115) wollte, wie es im Originalton heisst.

Das folgende Kapitel verhandelt *Die Freundinnen schaffen Frauenräume*. Erklärtes Ziel des FJM war nicht nur Anlaufstelle zu sein, sondern neu aus dem Land in die Stadt gereisten Mädchen ein sicheres Zuhause auf Zeit zu bieten, was sich in der Gründung und dem Betreiben von Asylen, Ferienheimen und Pensionen manifestiert. Diese Bestrebungen können gut mit *Progressives Wirken in konservativem Rahmen* (Titel des entsprechenden Unterkapitels, S. 120–123) umschrieben werden, indem in diesen Heimen eine «familiarisierte Öffentlichkeit» (S. 121, zitiert nach Joris/Witzig FrauenGeschichte[n]) geschaffen wurde. Eine wichtige Rolle in den verschiedenen Pensionaten hatten die sogenannten Hausmütter inne, die nicht nur die Einhaltung der Hausordnung zu gewährleisten hatten, sondern auch erzieherisch und moralisch einen guten Einfluss auf die Zöglinge ausüben sollten. Diese Form der «strenge[n] mütterliche[n] Überwachung und der religiös-erzieherische Ton» (S. 142) wurde von der intendierten Klientel zunehmend weniger geschätzt.

War zu Beginn der Alltag in den Heimen stark religiös geprägt, fand nach und

nach eine Anpassung an die gesellschaftlichen Entwicklungen statt. Die Pensionen richteten sich nach dem Zweiten Weltkrieg auch auf ältere weibliche Gäste aus und boten daneben zunehmend Zimmer für Familien. Auch heute noch dienen diese «Räume von Frauen für Frauen» (S. 157) dazu, dass Frauen weder sozial noch geografisch an den Rand gedrängt werden.

Den Abschluss des Buches bildet *Das Erbe der Freundinnen lebt weiter*; dieser Teil bietet Einblick in die heutigen Tätigkeiten der verschiedenen Compagna-Häuser, so nennt sich der Verein seit 1999. Compagna steht in der Tradition des FJM. Sie betreibt weiterhin die SOS Bahnhofshilfe, daneben auch Beratungsstellen für Frauen im Sexgewerbe und unterhält Frauenhotels.

Das mit vielen Fotos und Abbildungen aus der Geschichte des Vereins angereicherte und aufgelockerte Buch bietet einen kurzweiligen Einblick in die Geschichte der *Freundinnen junger Mädchen*. Wie die drei Verfasserinnen zu Beginn bemerken, handelt es sich dabei um «keine wissenschaftliche Forschungsarbeit» (S. 11), dennoch gelingt es ihnen aufzuzeigen, wie und in welchen Punkten sich die Geschichte des FJM mit der Geschichte der Frauenbewegung und anderer Reformbewegungen der Schweiz und auch darüber hinaus kreuzt, wie sich im Laufe der Vereinsgeschichte und in der Ausrichtung der von ihm ausgeübten Tätigkeiten die verhandelten Sorgen und angesprochenen Themen ändern. Dem gut zugänglichen Buch ist eine breite Leserschaft zu wünschen.

MERET FEHLMANN

**Arbeitskreis Siegburger Tuchgespräche (Hg.): Stoffe lesen – Stoffe erzählen Geschichte. Kunst und Geschichte des Siegburgers und europäischen Kattuns und Kattendrucks.**

Ennenda: Comptoir David Jenny, 2020 (Edition Comptoir-Blätter, 16/17), 207 S., Ill.

Die Tagung fand vom 22. bis 24. Mai 2019 in Siegburg (Deutschland) statt. Ich möchte aber nicht sofort mit dem vorliegenden Band 16/17 der *Comptoir-Blätter* beginnen, sondern zuerst einen Blick auf die allerletzte Seite (207) werfen, wo die bisherigen Ausgaben der Reihe aufgeführt sind. Der Initiant, Reto D. Jenny, entstammt der Textilfabrikantenfamilie Daniel Jenny & Cie. aus Ennenda (GL). Er hat sich zum Ziel gesetzt, die Erfolgsgeschichte seines Heimatkantons im Industriezeitalter aufzuarbeiten. In Band 1 (2006) beginnt er mit der Druckmustersammlung des Koloristen Adolf Jenny-Trümpy, Associé der Firma Bartholome Jenny & Cie. in Ennenda; im vorliegenden Band 16/17 (2020) beschreibt er am Ende den Siegeszug der Kunstfarbstoffe der BASF und der chemischen Industrie allgemein, die unsere Welt bunt machen, was so gar nicht selbstverständlich ist. Zum Arbeitskreis Siegburger Tuch-Gespräche erschien 2017 der Band 10/11 der Edition *Comptoir-Blätter* mit 22 Beiträgen zum Thema Zeugdruck. Der Tagungsband 16/17 (2020) zum Thema Kattun und Kattundruck bildet dazu die Fortsetzung.

Der Tagungsband 16/17 ist reich illustriert mit sprechenden Beispielen aus den zahlreichen Firmenarchiven, die zum Teil gerettet werden konnten oder erst wiederentdeckt werden mussten. Die Anmerkungen sind dankenswerterweise jeweils auf der dazugehörigen Seite in einer separaten Randspalte aufgeführt. Es ist nicht leicht, die Übersicht zu bewahren, denn – wie man so sagt – der Teufel steckt im Detail.

Wie kommt es, dass die Tagung in Siegburg (Nordrhein-Westfalen) stattfand, der dazugehörige Band aber in Ennenda (Glarus) erschien? Die Textilfabrik Siegwerk in Siegburg ist historisch gesehen eine Neugründung des Glarner Kattundruckers Ernst Rolffs, Mitarbeiter von Daniel Jenny & Cie. in Ennenda, der sich früh selbstständig machte und die

drittgrösste Textilfabrik Deutschlands im 19. Jahrhundert leitete: «Der Vorgänger des Unternehmens war die 1830 in Köln gegründete Kattun-Druckerei und Färberei Rolffs & Cie., die 1840 nach Siegburg umzog. Die erste Zweigstelle entstand 1883 in Friedland. Als weitere Firmen kamen 1906 die Deutsche Photogravur AG und 1911 das Siegwerk Chemisches Laboratorium hinzu. 1936 wurde der Name Siegwerk Farbenfabrik Keller, Dr. Rung und Co. nach den Gründern von 1911 angenommen, die Kattundruckerei hatte 1914 geschlossen. 1970 wurde in den USA die erste ausländische Tochter, die Siegwerk Inc., gegründet. 1995 wurde für die deutsche Firma erneut ein neuer Name angenommen, diesmal Siegwerk Druckfarben GmbH & Co. KG, und 2002 nach Gründung mehrerer weiterer Auslandsgesellschaften schliesslich Siegwerk Druckfarben AG.» (Wikipedia: Siegwerk Farben: [https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Siegwerk\\_Druckfarben&oldid=211402595](https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Siegwerk_Druckfarben&oldid=211402595), 2. 9. 2021)

Das Besondere an diesem im 19. Jahrhundert sehr erfolgreichen Industriezweig war die Herstellung von sogenannten Memorientüchern. Das heisst, es wurden Bilder auf Erinnerungstücher gedruckt, die neben floralen Mustern Porträts von Herrschern, entscheidende Schlachten, wichtige Gebäude oder Gedichte zeigten. Der Druck verlangte hohe Präzision. Neben der schwarzen Umrandung war vor allem Rot die beliebteste Farbe. Sie verdrängte das ältere Indigo (Blau), das in Europa im 18. Jahrhundert vorherrschend war. Indigo kam ursprünglich aus Indien und verbreitete sich von Lyon aus. Das kräftige Rot nannte man in Glarus «Türkisch-Rot», denn die Tücher verschiedener Grösse und Qualität waren für das Osmanische Reich bestimmt, kurz «uso Cospoli» (zum Gebrauch in Konstantinopel). Sie dienten als Taschentücher, «Türkenkappen» (Kopftücher), Gesichtsschleier und Turbane. Die Grundlage war Kattun (coton oder cotton,

Baumwolle) und wurde aus den Südstaaten der USA importiert. Meist war die Baumwolle bereits gewoben, oder die Fasern wurden in Heimarbeit von Posamentern verarbeitet. Der Druck erfolgte in mehreren Unternehmen, die sich auf engstem Raum konkurrierten. Für den Absatz der Ware wurden Familienmitglieder ins Ausland geschickt. Sie fragten nach den spezifischen Wünschen der Kundschaft, und es kam zu mehreren Zweigniederlassungen im Orient, aber auch im Deutschen Reich und in Nachbarländern. Entscheidend waren die Entwicklung von Dampfmaschinen sowie die Einführung der Eisenbahn. Reto D. Jenny schildert eindrücklich in seinem Beitrag (42–54), wie die importierten Kattunballen von Zürich schnellstmöglich ins Glarnerland gebracht wurden; von dort nahmen die Kattundrucke ihren Weg in die weite Welt. Kopien, Plagiate, aber auch Weiterentwicklungen beliebter Motive waren üblich; schneller, besser, der Erste zu sein eine Notwendigkeit. Ein schönes Beispiel für mehrere Varianten des gleichen Porträts gibt der Kunsthistoriker Daniel Aebli in seinem Beitrag (24–41). Es handelt sich um Alexander von Battenberg, der als erster Fürst das moderne Bulgarien regierte (1857–1893, Regierungszeit von 1879–1886), einen Vorfahren des englischen Prinzen Philip Mountbatten (1921–2021).

Der Tuchdruck brachte dem Kanton Glarus im 19. Jahrhundert Wohlstand. Die Familien der Fabrikherren haben heute noch klingende Namen: Aebli, Blumer, Freuler, Heer, Jenny, Spälti/Spelty, Streiff, Trümpy und andere mehr. Durch die geografische Beschaffenheit der Region war Landwirtschaft kaum möglich und die frühe Industrialisierung ein Ausweg aus der Sackgasse. Die Arbeiterschaft fand ihr Auskommen, und es gab je nach Fabrikant verschiedene Formen sozialer Unterstützung: Nähkurse für Frauen, einen Zuschlag fürs Alter, Schulgeld für Kinder, Arbeiterwohnhäuser oder Lehrstellen für besonders

begabte Jugendliche. Aus heutiger Sicht waren diese sozialen Leistungen vollkommen ungenügend. Als Mitte des 19. Jahrhunderts das sog. «Doppeldruck»-Verfahren eingeführt wurde, organisierten die Arbeiter einen Streik und setzten bei der Glarner Landsgemeinde von 1872 den Elfstundentag und die Abschaffung des Doppeldrucks durch. Kinderarbeit blieb aber weiterbestehen, ebenso die Lohnungleichheit für Frauen (die zu zwei Dritteln die Arbeitnehmerschaft ausmachten). Von Ferien, Mutterschaftsurlaub oder einem «Giftzuschlag» wegen der verwendeten Chemikalien war keine Rede. Während der amerikanische Bürgerkrieg die Lieferung von Baumwolle nach Europa kaum beeinflusste, bedeutete das Ende des Ersten Weltkriegs sowie die Modernisierung der Türkei unter Mustafa Kemal Atatürk (reg. 1923–1938) dann das Ende dieser Arbeitskultur.

Die 18 Beiträge behandeln die Industriegeschichte chronologisch geordnet, sodass nach den Anfängen in Glarus viele kleine und mittlere Unternehmen in Deutschland mit ihren Firmenarchiven zur Sprache kommen. Dann erfolgt der steile Aufstieg der chemischen Industrie mit der ersten Fachhochschule unter Heinrich Lange in Krefeld, genannt Hochschule Niederrhein. Ihr Archiv macht der Farbstoffmustersammlung in Dresden den Rang, die älteste Sammlung zu sein, streitig und ist eine der jüngsten Entdeckungen auf diesem Gebiet. Grundsätzlich hat sich das Einfärben von Stoffen gegenüber dem Aufdrucken von Mustern durchgesetzt. Dies gilt sowohl für Mode wie für Interieurs. Seit der Entdeckung der Kunstfarbstoffe ist die Suche nach immer neuen Rezepturen weltweit nicht zu bremsen, was zu einer Belastung der Gewässer führt. Die erste Kunststofffarbe war das Mauveine, ein Violett. Die beliebteste moderne Farbe ist das leuchtende Chrome-Orange. Der letzte Beitrag des Bandes (S. 199–204) verweist durch seine Thematik der Pogge-Wiss-

mann-Expedition im Kongo (1880–1883) darauf, wie sehr dieser Industriezweig auch mit der Kolonialgeschichte verwoben ist.

Der Tagungsband 16/17 ist dank der vielen farbigen Illustrationen auch sinnlich ansprechend. Vermisst habe ich als Rezensentin ein Register für Personennamen und Sachbezeichnungen: Der Inhalt ist nämlich so dicht, dass das Wiederauffinden einer Zitatstelle erschwert wird. Und: Die sozialen Beeinträchtigungen, die dem 19. Jahrhundert geschuldet sind, werden zwar zum Teil erwähnt, aber nicht kritisch kommentiert.

PAULA KÜNG-HEFTI

**Gabriela Kompatscher, Reingard Spannring und Karin Schachinger (Hg.):**

Human-Animal Studies. Eine Einführung für Studierende und Lehrende. Münster: Waxmann, 2017 (UTB 4769), 264 S.

Nicht zuletzt durch den pandemischen Ausbruch von Covid-19 hat das Thema der Mensch-Tier-Beziehungen neue Diskurse in der Wissenschaft und Praxis ausgelöst. Seit einigen Jahren ist das Thema interdisziplinär im Ausbau begriffen und hat sich in den vergangenen Jahrzehnten von der Erforschung von Human-Animal-Relations zu einer Art Tierschutzbewegung entwickelt. Das Buch möchte als Lehrbuch für den deutschsprachigen Markt besonders dazu beitragen, die Studien zu Mensch-Tier-Beziehungen weiter zu fördern, ethische Grundlagen des Zusammenlebens von Mensch und Tier zu definieren und Einsichten zu geben, wie Mensch-Tier-Beziehungen weiter erforscht und im Sinne aller Beteiligten verbessert werden könnten.

Das Buch hat insgesamt 264 Seiten und ist in acht Kapitel, zwei Anhänge und eine Bibliografie unterteilt. Nach den Vorbemerkungen zum Buch in Kapitel 1, beschreibt Kapitel 2 die Grundlagen der Human-Animal Studies, mögliche Defini-

tionen und eine historische Herleitung ihrer Entstehung. Das Buch ist in einfacher Sprache geschrieben, leicht zu verstehen und nachzuvollziehen. Die Schlüsselbegriffe des Forschungsfeldes werden auf interessante und anregende Art und Weise geklärt. Die Infoboxen in den einzelnen Kapiteln, die Arbeitsaufträge und Aufgaben regen zu Reflexionen und weiteren Recherchen an. Am Buchrand finden sich verkürzte Textausschnitte, die die Schlüsselaspekte der Texte zusammenfassen und übersichtlich aufzeigen. Die Lesenden können entweder schnell einen Überblick bekommen oder vertiefend den gesamten Text lesen. Auch die kritischen Diskurse in den Human-Animal Studies fehlen nicht und eine eigene Positionierung des oder der Lesenden im Wissenschaftsfeld wird durch die Erklärung der einzelnen Richtungen möglich.

Am Ende der Kapitel finden sich schliesslich auch mögliche Antworten auf die Fragen, die innerhalb der Abschnitte gestellt wurden, sodass Lernende überprüfen können, ob sie in eine ähnliche Richtung denken, wie die Herausgebenden des Buches.

Im dritten Kapitel geht es um die gesellschaftliche Konstruktion der Mensch-Tier-Beziehung, ihre Abgrenzungen und um den Sprachgebrauch hinsichtlich des Mensch-Tier-Verhältnisses aus linguistischer Sicht. Hier hätte sich die Rezensentin sicherlich einen weiteren interdisziplinären Blick gewünscht. Spannend wäre es gewesen, wenn die Autor\*innen die unterschiedlichen Kapitel aus den verschiedenen Fachdisziplinen herausgeschrieben hätten. So steht nur die linguistische Perspektive gesondert im Blick und der oder die Lesende stellt sich die Frage, warum wohl diese Perspektive als einzige Disziplinenperspektive gewählt wurde, wo es doch auch beispielsweise wirtschaftliche, soziokulturelle, biochemische, psychologische, zoologische und

kulturwissenschaftliche Perspektiven gegeben hätte, die ähnlich spannend gewesen wären. Interessante Ansätze finden sich in diesem Kapitel zur Art und Weise des Zusammenlebens von Mensch und Tier und zu den kulturellen Unterschieden in der Mensch-Tier-Grenze. Diese kulturellen Eigenheiten im Umgang zwischen Mensch und Tier hätten weiter vertieft werden können. Das wäre ein wichtiger Punkt für weitere Recherchen. Kritisch und gut dargestellt zeigt sich die Dominanz des Menschen über die Tiere und die damit verbundenen Problematiken. Dieses Kapitel ist sicherlich bewusstseinserschulend für Studierende der Human-Animal Studies, aber auch für Laien, die sich für das Thema interessieren.

Im Zentrum des Blickes in Kapitel 4 stehen die kulturellen Praktiken im Umgang mit Tieren. Es wird zwischen Haustieren, Nutztieren und Unterhaltungstieren unterschieden und die jeweilige Mensch-Tier-Beziehung wird im Wandel dargestellt. Besonders spannend sind die Forschungsdarstellungen zu den Kaninchen und die damit verbundenen Aufgaben für die Lesenden. Ein Bereich, der ausgebaut werden sollte, ist die Beziehung zwischen Mensch und Tier in der freien Wildbahn. Die Wildtiere und ihre Beziehungen zu Menschen werden in diesem Buch wenig beachtet, obwohl dies doch als ein besonders wichtiger Bereich erscheint, in Zeiten der Massenausrottung wilder Tiere durch den Menschen. Hier wäre ein kritisch-reflexiver Ansatz zu wünschen, der einen wichtigen Beitrag zur Aufklärung der Mensch-Tier-Beziehungen schaffen und zum Schutz der Tiere beitragen könnte.

Kapitel 5 konzentriert sich vorwiegend auf das Thema Ethik, wobei hier vor allem auf die philosophische Tierethik zurückgegriffen wird und unterschiedliche Richtungen aufgezeigt werden. Dieses Kapitel ist interessant und könnte noch erweitert werden im Blick auf ethischen Umgang,

Kriminalität in Mensch-Tier-Beziehungen, Gewalt und Dominanz und die damit verbundenen ethischen Implikationen.

Weiterhin werden in Kapitel 6 ausgewählte Zugänge und Konzepte zu Mensch-Tier-Beziehungen aufgezeigt. So werden Ansätze des Marxismus und der Frankfurter Schule dargelegt, Ansätze aus dem Feminismus, der Postmoderne und dem Posthumanismus, der Animal Agency und der Intersektionalität. Die Auswahl der Konzepte wirft Fragen auf und es ist nicht geklärt, warum gerade diese Konzepte zur Darstellung ausgewählt worden sind. Auch könnte auf weitere, disziplinenbezogene Ansätze hingewiesen werden, die zur Auseinandersetzung mit den theoretischen Ansätzen dienen. Das Kapitel zielt darauf, Tiere auch besonders als Handelnde sichtbar zu machen (Animal Agency), und das Bemühen darum, Tier und Mensch in Machtverhältnissen zu begreifen und diese hinsichtlich einer ausbalancierten Umgangsweise miteinander zu verändern. Dieser Teil des Buches, der Tiere als Handelnde darstellt, Beispiele dafür gibt und Intersektionalitäten aufzeigt, ist von besonderem Interesse für zukünftige Forschung und Praxis im Kontext der Human-Animal Studies.

Schliesslich wendet sich das Kapitel 7 den Methoden der Human-Animal Studies zu. Hier werden Nutzen und Ziele der Studien aufgezeigt und auch die Frage, wie die Tierperspektiven erforscht werden können, reflektiert. Es wird besprochen, wie Tieren eine Stimme gegeben wird in Literatur und Forschung und welche Rolle Anekdoten im Kontext der Mensch-Tier-Beziehung spielen. Ein kleiner Teil setzt sich zudem mit der Interdisziplinarität und den Forschungsmethoden auseinander. Dieser Teil könnte für Studierende und Lehrende in Zukunft noch erweitert werden, da bisher der Schwerpunkt vor allem auf den sozialwissenschaftlichen Methoden liegt.

Letztlich bietet Kapitel 8 einen «Schluss», der einen Ausblick auf zukünftige Forschungen und Fragestellungen aus den Perspektiven einzelner Disziplinen gibt. Dabei versuchen die Herausgebenden einen kritischen Umgang mit Human-Animal Studies zu fördern und Interesse zu wecken bei Studierenden und Lehrenden, sich zukünftig mit dem Themengebiet auseinanderzusetzen. Das haben sie mit Sicherheit bei einem grossen Anteil ihrer Leserschaft geschafft. Das Buch ist in jedem Fall zu empfehlen als Einstieg für all diejenigen, die sich mit dem Thema der Mensch-Tier-Beziehung vertieft auseinandersetzen möchten und zu einem ausbalancierten Verhältnis zwischen Mensch und Tier auf der Welt beitragen möchten. Sicherlich könnte eine Neuauflage noch dahin gehend erweitert werden, die zukünftigen Berufsfelder für Menschen aufzuzeigen, die sich im Bereich der Human-Animal Studies bilden möchten.

CLAUDE-HÉLÈNE MAYER

**Scholze-Irrlitz, Leonore: Paradigma «Ländliche Gesellschaft». Ethnographische Skizzen zur Wissensgeschichte bis ins 21. Jahrhundert.**

Münster: Waxmann, 2019, 264 S.

Vor gar nicht allzu langer Zeit waren ländliche Lebenswelten als Forschungsgegenstand der Disziplin, die einmal «Volkskunde» hiess und heute lieber anders heisst, «out». Das Fach, das schon länger nicht mehr Zuständigkeitswissenschaft für ein in Dörfern, allenfalls Kleinstädten, verortetes «Leben in überlieferten Ordnungen»<sup>1</sup> hatte sein wollen, entdeckte die Grossstadt als spannendes «Zukunftslabor

1 Schmidt, Leopold: Die Volkskunde als Geisteswissenschaft. In: Mitteilungen der Österreichischen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Prähistorie 73/77 (1947), S. 115–137, hier S. 119.

von Kultur und Gesellschaft»<sup>2</sup> und legte «das Land» ad acta. Das Fach? Nein, nicht das Fach in seiner ganzen Breite! Aber etliche in seinem Namen handelnde Akteur\*innen, welchen das Verdienst zukommt, mit ihrer Hinwendung zur «Stadtforschung» den Horizont der Disziplin geweitet zu haben, zugleich aber auch eine Begeisterung für «Städtisches» erzeugten, die den Blick dafür verstellte, dass einige Fachvertreter\*innen – beispielsweise solche in Museen und «Landesstellen» – die Beforschung ländlicher Lebenswelten stets auf der Agenda behielten. Doch während «das Fach» noch fasziniert in Richtung Grossstadt blickte, hatten mancherorts in «peripheren Räumen» bereits Prozesse eingesetzt, die zeigten, dass Gehöfte, Weiler, Dörfer und Kleinstädte nicht weniger «Zukunftslabore» sein können als Metropolen: Etwa, wenn «Städter\*innen» infolge der Mietpreisexplosion nach ländlichen Räumen flüchten, dort Immobilien in Besitz nehmen und Netzwerke des Güteraus-tauschs und wechselseitiger Hilfeleistung im Alltag entwickeln oder Kommunalpolitiker\*innen unorthodoxe Wege zur Sicherung von Infrastruktur, Nahversorgung, Regionalverkehr und sozialkulturellem «Leben» einschlagen. Einige Fachvertreter\*innen haben derlei Entwicklungen sehr wohl zur Kenntnis genommen, proklamieren doch die Protagonist\*innen der 2017 gegründeten dgv-Kommission «Kultur-analyse des Ländlichen» die «(Neu-) Fokussierung ruraler Kulturen» als «dringendes Forschungsdesiderat für die Europäische Ethnologie».<sup>3</sup>

2 Kaschuba, Wolfgang: Das Dorf muss als Alternative zur Stadt erhalten werden. In: Tagesspiegel, 17. 2. 2017, <https://causa.tagesspiegel.de/gesellschaft/werden-die-doerfer-vernachlaessigt/das-dorf-muss-als-alternative-zur-stadt-erhalten-werden.html>, 22. 8. 2021.

3 Profil. Website der Kommission Kultur-analyse des Ländlichen der dgv, [www.d-g-v.de/](http://www.d-g-v.de/)

Leonore Scholze-Irrlitz, Leiterin der Landesstelle für Berlin-Brandenburgische Volkskunde und Mitarbeiterin am Institut für Europäische Ethnologie der Berliner Humboldt-Universität, zählt zu jenen Akteur\*innen im Fach, deren Beschäftigung mit ländlichen Kulturen länger zurückreicht als deren Neuentdeckung. In Gestalt ihres, neue und überarbeitete ältere Texte umfassenden Sammelbandes *Paradigma «ländliche Gesellschaft»*, konnte die Autorin ein Buch vorlegen, das in die Zeit passt.

Gegliedert in zwei Teile, *Interpretationsprobleme der Disziplin* und *Empirie «ländliche Gesellschaft»*, verhandelt der Band ältere, jüngere und jüngste Herangehensweisen an ländliche Gesellschaften mit Fokus auf Brandenburg-Preussen – eingeraht in einen weiteren fachhistorischen Horizont. Grundlegend ist dabei ein Verständnis von europäischer Ethnologie als Wissenschaft, die «das Geschehen in sozialen und kulturellen Räumen verbindet mit Veränderungen in der Zeit» und von einem methodischen Vorgehen, in dem der soziokulturelle Raum als «fliessgleichgewicht» betrachtet wird, «innerhalb dessen sowohl lokale als auch universelle Aspekte europäisch-ethnologischer Fragestellungen miteinander variabel vermittelt werden können» (S. 7 f.).

Mit einer Betrachtung prävolkskundlicher Arbeiten im Zeitalter der Aufklärung eröffnet die Autorin den ersten Buchteil: Scholze-Irrlitz verweist auf die Verwurzelung dieser Arbeiten in der historiografischen Wende der europäischen Aufklärung und darauf, dass die Gegenstände «nicht zivilisationsgeschichtlich zentralisierend», sondern «mikrologisch differenzierend» betrachtet und «im Nah- und Erlebnisbereich bestehender lokaler Gruppierungen» gefunden worden seien (S. 17). Unter Bezugnahme auf zahlreiche, oft wenig

[netzwerk/kommissionen/kultur-analyse-des-laendlichen](http://netzwerk/kommissionen/kultur-analyse-des-laendlichen), 22. 8. 2021.

genutzte Quellen wird ausgeführt, welche aufklärerischen Leitideen diesen Arbeiten zugrunde lagen, welche (pädagogischen) Absichten und Erwartungen hinsichtlich ihres Nutzwerts für die Lebenspraxis der Bevölkerung mit der sich entwickelnden Kunde vom Volk verfolgt wurden und auf welche methodischen Ansätze sich die Arbeiten stützten. Deutlich wird, wie sich Volkskunde teils in Übereinstimmung, teils in Abgrenzung zu Themen und Intentionen benachbarter Wissenschaften zu einer eigenständigen Disziplin entwickelte. Eine Disziplin, die unterschätzt und deren Bedeutung oft auf eine «regionalgeschichtlich-beschreibende Hilfswissenschaft» reduziert worden sei, wiewohl sie eine eigenständige historiografische Methodik hervorgebracht habe (S. 16). Eine Disziplin, die früher als die Geschichtswissenschaft «gesellschaftstheoretische Aspekte des historischen Denkens bis hin zu elementaren gruppensoziologischen Problemen der sozialen Klassen und Schichten ins Blickfeld gerückt» habe (S. 17) und sich somit als «fortschrittlich» begreifen liesse. Zugleich aber auch eine Disziplin, gekennzeichnet von zivilisationskritischen Grunddispositionen und Distanznahme von einem «Gesellschaftsbild, das sich ausschliesslich durch ökonomische Effizienz auf Basis privatwirtschaftlich bestimmter Industrialisierung definiert» (S. 45). Die zivilisationskritische Grundierung attestiert Scholze-Irrlitz dem Fach aber auch in Bezug auf seine Gegenwart, hätten doch zentrale Richtungen der Disziplin den «latent zivilisationskritischen Gehalt der alten Volkskunde aufgenommen» (S. 46). An dieser Stelle liesse sich fragen, ob die im Heute entwickelte Vorstellung von der Absorption einer von der «alten Volkskunde» ererbten zivilisationskritischen Disposition im Sinne einer angetretenen Erbschaft vielleicht ein wenig zu linear gedacht ist. Unstrittig indessen bleibt die Feststellung als solche, denn «das Fach» und seine Akteur\*innen

verstehen sich heute gern als «kritisch». Hier ordnet sich die Autorin auch selbst ein, und präzisiert dies – im Blick auf ihre im zweiten Teil des Buchs referierten Einzelstudien – dahingehend, dass es «angesichts der aktuell dominierenden, scheinbar übermächtigen ökonomischen oder finanzpolitischen (Arbeits-)Marktbewegungen umso wichtiger [sei], die von historischen Erfahrungen geprägten, realen sozialen Strukturen und Alltagserfahrungen zu berücksichtigen» (S. 46).

Lassen die umfassenden Ausführungen zur Herausbildung der volkskundlichen Wissenschaftsstruktur zunächst nur erahnen, weshalb das Fach in seinem weiteren Entwicklungsgang den Blick vor allem «aufs Land» richten sollte, so arbeitet Scholze-Irrlitz im nächsten Schritt das spezifische Zentrum-Peripherie-Verständnis der Volkskunde im Verlauf ihrer «Paradigmatisierungsphase» heraus und macht deutlich, wie das Fach, während sich Wirtschaft und Gesellschaft im Umbruch der Industrialisierungsphase befanden, den Blick in einem mehrfachen Sinne auf Peripheres lenkte – geografisch wie auch hinsichtlich der Untersuchungsgegenstände. Und eine Wissenschaft, der man ein Faible für «Entschleunigung» und «Dezentralisierung» attestieren kann (S. 66), ist freilich prädestiniert dafür, ihre randständigen Gegenstände in randständigen Gegenden zu finden, sich dabei randständiger Theorien und Methoden zu bedienen und sich überdies widerborstig gegen Vorstellungen von «einer angewandten, auch politisch oder «industriell» verwertbaren Wissenschaft» (S. 67) zu gerieren.

Auf der Basis wenig bekannter Archivalien zeichnet Scholze-Irrlitz differenziert die Geschichte der Berliner Volkskunde der Zwischenkriegsjahre – von den Arbeiten am «Atlas» bis zur Etablierung an der Universität – und der NS-Zeit nach und beleuchtet Berliner Feldforschungen in der Mark Brandenburg. Hierbei sind es nicht

zuletzt die Passagen zu den Aktivitäten von Richard Beitzl, der – was damals neu war – mit Studierenden ins brandenburgische Feld ging («Volkskundliche Dorfwochen»), die über Bekanntes hinausführen und Unerwartetes zu Tage bringen. Dies gilt vor allem für die Verortung von Beitzls intellektuellen Positionen und fachlichen Intentionen als «Gegenentwurf zu den zunehmend umfangreicher werdenden ideologischen Inszenierungen der Nationalsozialisten» (S. 102). Spätestens an diesem Abschnitt wie auch anhand der beiden Kapitel, die der DDR-Fachgeschichte gewidmet sind und in Erinnerung rufen, dass es zwischen Ostberlin, Münster, Tübingen und Wien zeitweise zu ertragreicher grenzüberschreitender Zusammenarbeit innerhalb des Fachs kam (S. 115), wird offensichtlich, dass sich ein differenzierter Blick in die Fachgeschichte lohnt!

Den zweiten Buchteil eröffnet das Kapitel *Kulturraum – Naturraum – Nachhaltigkeit*, das den aktuellen Stand kulturwissenschaftlicher Forschung zu diesen Themenfeldern verhandelt: Ausgehend von Goethes Diktum, wonach alles, was entstehe, Raum suche, Dauer haben wolle und anderes zum Verschwinden bringe, skizziert die Autorin die von «Verflüssigung», Mobilität, Migration und Instabilität gekennzeichnete soziale Gemengelage der Spätmoderne, die zur Überwindung des statischen Kulturraumbegriffs beigetragen und die Öffnung der Ethnowissenschaften in Richtung Soziologie, Wirtschaftsgeografie und Medienwissenschaften ausgelöst habe (S. 136 f.). Die Disziplin gewinne «neuen, aufklärerisch-reflexiven Gehalt [...], ihre theoretischen «(Stand-)Orte» vervielfachen sich» (S. 137). Zugleich bedinge die Globalisierung ein neu erwachendes Interesse an ruralen Räumen im Zusammenhang mit der «Neubesinnung auf vorhandene Ressourcen» die für die Verfasserin zugleich eine «Rückbesinnung» ist. Und weil sich das Verhältnis von Ökonomie und Ökologie

am prägnantesten am Paradigma des Raumes ablesen lasse, stelle die Kategorie des Räumlichen «im Zusammenhang mit globalisierter kapitalistischer Ökonomie – geprägt vom Wachstumscredo – und mit Ökologie – geprägt vom Erhaltungscredo – eine wichtige Analysedimension dar», wobei «Raum» zugleich als Strukturelement, Bedingung und Resultat sozialen Handelns verstanden wird (S. 140).

Vor diesem Hintergrund referiert Scholze-Irrlitz ihre Arbeiten über das brandenburgische «Ökodorf Brodowin», das sie für ihre Forschungen entdeckt hat, bevor es die Medien zum «Leuchtturm» einer «guten» ländlichen Entwicklung machten, über die Uckermark und zum kulturellen Gedächtnis im Umfeld des Zwangs- und Fremdarbeiterlagers Berlin-Wilhelmshagen (1941–1945), von wo aus die Zwangsverbrachten auch in die Landwirtschaft entsandt wurden. Dabei zeigen gerade die Kapitel zu Brodowin und zur Uckermark, wie zeitgemässe historisch fundierte ethnografische Annäherungen an rurale Räume aussehen können: Kritisch in Bezug auf allzu gern geglaubte Wirklichkeiten – etwa im Anschluss an Stephan Beetz' Einsichten zur «Demographisierung» politischer, sozialer und ökonomischer Prozesse<sup>4</sup> – nah an den handelnden Subjekten vor Ort, mit geschärftem Blick auf die Alltagsphänomene in ihrer historischen Gewordenheit und auf Differenzierungen nach Alter, Geschlecht und sozialer Verortung (S. 177). Eine Vorstellung, an die noch einmal angeknüpft wird, wenn im abschliessenden Kapitel für Methodenpluralität plädiert und dargelegt wird, dass bei den referierten Studien der

4 Beetz, Stephan: Die Demographisierung ökonomischer, kultureller und sozialer Veränderungen am Beispiel des ländlichen Raumes. In: Eva Barlösius, Daniela Schieck (Hg.): Demographisierung des Gesellschaftlichen. Analysen und Debatten zur demographischen Zukunft Deutschlands. Wiesbaden 2007, S. 221–246.

«Vergleich der Horizonte von Gegenwart und Vergangenheit» wie auch das Pendeln «zwischen den «Überresten» der Vergangenheit und der Gegenwart im Sinne eines tendenziell unendlichen Dialogs» grundlegend gewesen seien (S. 226).

Mit *Paradigma «ländliche Gesellschaft»* hat Leonore Scholze-Irrlitz wenig oder gar nicht beleuchtete Facetten der Fachgeschichte erschlossen und unter Rückgriff auf eigene jüngere Forschungen zugleich Perspektiven ethnografischer Arbeiten zu ruralen Kulturen aufgezeigt. Der regionale Fokus des Buchs bedingt, dass neben der Vorgeschichte des Fachs, seiner universitären Etablierung, seinem Entwicklungsgang in Zwischenkriegszeit und NS auch seine nicht allzu oft verhandelte Genese in der Sowjetischen Besatzungszone und DDR zur Sprache kommen, was die Lektüre für Lesende, die diese Facette der Fachgeschichte nicht kennen, bereichernd erscheinen lässt.

Charakteristisch für das eingängig geschriebene und mit Personenregister ausgestattete Buch ist der konsequent auf Theorien und Methoden ausgerichtete Blickwinkel der Autorin. Scholze-Irrlitz setzt ihren Schwerpunkt nicht beim «Erwachen heiterer Empfindungen bei der Ankunft auf dem Lande»,<sup>5</sup> woran nicht zu kritteln ist. Je länger der Rezensent aber las, desto öfter dachte er an mögliche Gefühlslagen der Akteur\*innen, die auf dem und über «das Land» forsch(t)en – besonders, wenn die Autorin vom «latenten Protestcharakter» der Disziplin gegen ökonomische und politische Verwertbarkeit spricht (S. 67) oder davon, dass «öffentliche Visionen von der Stadt der Zukunft» vor allem von Techniker\*innen und Naturwissenschaftler\*innen entwickelt würden, dabei aber «seltsam menschenleer» blieben (S. 149). Denn – war und ist «das Land» nicht auch stets emotional besetzter Erlebnis-, Projektions- und

5 Verlagstitel von Beethovens sechster Sinfonie («Pastorale») von 1809.

Sehnsuchtsraum, und sind Wissenschaftler\*innen von Sehnsüchten frei? Was bedeuteten «volkskundliche Dorfwochen» für die Teilnehmenden jenseits der anhand von Akten ermittelbaren Begründungen und Erklärungen zu diesen Expeditionen in die nahe Umgebung? Worin bestand der emotionale Mehrwert von Forschungen in ländlichen Räumen zu DDR-Zeiten? Korrespondierten diese Aktivitäten mit jenen temporären «Fluchten aufs Land», welchen im Kontext realsozialistischer Gesellschaften grosse Bedeutung zugeschrieben wird – im Blick auf polnische Intellektuelle etwa aus ethnologischer Perspektive von Leszek Dzięgiel («To flee and forget»)?<sup>6</sup> Wie liesse sich die Neuentdeckung ruraler Kulturen als Forschungsgegenstand jenseits themenpolitischer Implikationen noch erklären? Etwa mit der (insgeheim gehegten) Hoffnung, dass dort, wo Entfaltungsräume noch einigermaßen leistbar sind, Experimentierfelder für ein anderes, nachhaltigeres und «besseres», Leben entstehen könnten?<sup>7</sup>

Antworten auf derlei Fragen zu finden, erscheint wenig aussichtsreich – vor allem, wo es an privaten Selbstzeugnissen der Akteur\*innen und Zeitzeug\*innen mangelt. Schon deshalb sind diese durch die Lektüre angestossenen Fragestellungen lediglich Hinweis darauf, was im Blick auf das Forschungsparadigma «rurale Kulturen» noch «nice to know» wäre, nicht aber auf Leerstellen in Scholze-Irrlitz' Buch. Dieses nämlich füllt eine Leerstelle, besticht durch die Zusammenführung volkskundlicher, völkerkundlicher und geschichtswissenschaftlicher Aspekte und die abgebildete Forschungsarbeit zur Berlin-Brandenburgischen (Fach-)Geschichte. Und: gerade,

6 Dzięgiel, Leszek: *Paradise in a Concrete Cage. Daily Life in Communist Poland. An Ethnologist's View.* Kraków 1998, S. 177–195.

7 Zumindest einiges, was in den Medien über Budowin, das Oderbruch oder das neue Interesse an der Uckermark gesagt wird, weist in diese Richtung.

weil das Vorzeigedorf Brodowin mit seiner Ökolandwirtschaft und seinem gegen den Trend gebürsteten Bevölkerungswachstum jüngst wiederholt Gegenstand medialer Aufmerksamkeit war und auch die Uckermark zunehmend in den medialen Fokus rückt, erweist sich die Lektüre der beiden mehrjährige Arbeiten reflektierenden Kapitel zu Scholze-Irrlitz' eignen Forschungen erhellend.

PETER HÖRZ

**Wiederkehr, Ruth: «Ein lernbegierig Volk». Geschichte der Volkshochschule Zürich 1920 bis 2020.**

Zürich: Limmatverlag, 2020, 177 S., Ill.

«Volkshochschule ist ein Begriff, der ohne die Menschen, die sie gestalten, nicht mit Inhalt gefüllt werden könnte» (S. 126). Dieses Zitat führt in medias res: Nämlich, dass über ein Jahrhundert Kernaufgaben und Tätigkeiten solcher Institution sich an das Volk im Sinne der ganzen erwachsenen (meist bereits irgendwie vorgebildeten) Bevölkerung eines Landes richteten. Es liegt auf der Hand, dass solche Tätigkeiten und auch die Beziehungen zu offiziellen Institutionen der Wissensvermittlung einerseits, sowie zu den Kursteilnehmenden andererseits vielfältig und wechselhaft waren und es teils bis heute geblieben sind. Lange Zeit stehen Bezeichnungen für dieselben oder sehr ähnliche Angebote und ähnliche Strukturen – wie Volksbildung, Erwachsenenbildung, Fort- oder Weiterbildung und andere mehr – eher neben, gar gegen – als miteinander. Dass bei dieser Fülle über ein ganzes Jahrhundert ein reich bebildeter, gut verständlich abgefasster, mit farbigen Blättern sinnvoll und sehr übersichtlich und schön gestalteter Band entstehen konnte, grenzt an ein Wunder! Dieses gelingt, weil die Autorin zugleich viel Sinn für Details und für das Ganze hat und offensichtlich auch ein Flair

für gerechte Verteilung von Gütern innerhalb einer Gesellschaft. In diesem Fall Bildung für alle, womit fast von Anfang an auch Frauen gemeint waren! Dies nicht nur unter den nutzniessenden Lernenden, sondern auch unter den Lehrenden: Bereits im 2. Semester (1920/21) «durfte» in Zürich eine Frau, Ella Wild, Vorlesungen halten – ausgerechnet in einer noch bis heute typischen Männerdomäne: in Rechts- und Wirtschaftswissenschaften (S. 32)! Daran lässt sich unter anderem ablesen, dass die Hochschule fürs Volk sich viel fortschrittlicher geben konnte als das offizielle Bildungssystem der Universitäten.

Idee und Ideale der Volksbildung stammen aus England und Skandinavien, von wo sie sich nach dem Ersten Weltkrieg rasch auch im deutschsprachigen Raum verbreiteten. Einer der Schweizer Pioniere war Fritz Wartenweiler (1889–1985) mit seinen ländlichen Volksbildungsheimen, Retraite-Orten, wo (vorerst nur) junge Männer «zu Bürgern und Stützern einer Gesellschaft mit Zusammenhalt weitergebildet werden» (S. 26) sollten. Bald diversifiziert sich das Bildungsangebot und nimmt spezifische Bedürfnisse der Umgebung auf – in der Stadt waren das eben auch die Bedürfnisse bildungshungriger Frauen. So legten etwa in Zürich die Frauenbildungskurse der neuen Töchterschule und der Pestalozzi-Gesellschaft den Boden für die Volkshochschule. Das bedeutete Allgemeinbildung parallel zu den höheren und den Hochschulen (im Unterschied zu den mehr auf praktische Umsetzung angelegten und auf Männerberufe ausgerichteten Angeboten der Volksbildungsanstalten auf dem Land) (S. 26 f.).

1920 wird nach zähen Verhandlungen unter diversen Kursanbietern der breit abgestützte Trägerverein «Volkshochschule des Kantons Zürich» gegründet (S. 10). Die Volkshochschule ist auf Anhieb erfolgreich, was sich unter anderem an ihren ziemlich noblen Adressen ablesen lässt. So konnte

sich die Geschäftsstelle in Zürich im Zunfthaus zur Meisen einrichten. Nicht viel später darf sie Kurse im Hauptgebäude der Universität und an anderen prestigeträchtigen Adressen halten. Zum Erfolg tragen der moderate Mitgliederbeitrag und günstige Kursgebühren bei. Die Landschaft zieht nach, wenn auch etwas weniger zügig.

Der Stadtzürcher Erfolg ist dem ersten vollamtlichen Direktor, Hermann Weilenmann (1893–1970) zu verdanken. Nicht nur versteht er diplomatisch, eine Vielzahl in Bildungsfragen engagierter Persönlichkeiten, politische Vertreter und interessierte Institutionen zur Mitarbeit zu motivieren; er versteht auch die Gunst der Stunde (vielmehr der Jahre) zu nutzen, um das Anliegen der Erwachsenenbildung zu verbreitern, das Angebot zu erweitern, der Zeit anzupassen und auf hohem, nämlich internationalem, Niveau zu halten. Bereits in den Zwischenkriegsjahren besuchten «in der Stadt (und in den zahlreichen bald folgenden Landfilialen = Ergänzung M. F.) an die 200 000 Menschen die Volkshochschule» (S. 26 f.). Und es waren immer noch mehrheitlich Frauen (denen der Zugang zu derartigen Angeboten bislang weitgehend verschlossen war). Je etwa ein Drittel der Hörerschaft bestand aus Angestellten oder Arbeitenden in technischen Berufen, ein anderes Drittel aus dem Verwaltungs- und Finanzsektor, das letzte Drittel umfasste Selbstständige, Lehrberufe, Pflege und Hausfrauen. Mitgliederbeitrag plus Kurskosten beliefen sich auf etwa vier bis fünf Arbeiterstundenlöhne (S. 37); in den Krisenjahren ab 1930 bot die VHZ arbeitslosen Jugendlichen Gratiskurse an und erliess Arbeitslosen generell die Kurskosten (S. 40).

Zu den «dem Volk» angepassten Lehrmethoden gehörte von Anfang an auch Anschauungsunterricht vor Ort und in der Natur. Exkursionen und Reisen waren beliebt. Sie förderten zudem den Kontakt zwischen Lehrenden und Lernenden nach

dem Seneca-Prinzip «docendo discimus» (S. 39). Dasselbe gilt für praktische Kurse wie Gartenbau, was in den Kriegsjahren gerade recht kam und zukunftsfruchtig «die Beziehung zur Umwelt» (S. 41) fördern sollte. Ein beliebtes Spezialgebiet war auch Astrologie, und dazu diente die Sternwarte Urania. Die Volkshochschule war eher zufällig zur Teilhaberin dieses Prestigeobjekts geworden (S. 40).

Ein Thema, das von Beginn an kontinuierlich und häufig nachgefragt wurde, war die Psychologie. Die Qualität des vermittelten Wissens wurde zunehmend anerkannt von den Teilnehmenden und deren Berufsverbänden, auch von den Subventionsgebern und weiteren massgeblichen Stellen wie zum Beispiel Berufsschulen und Arbeitgebern. Die Teilnehmendenzahlen steigen imposant: Zum Beispiel gibt es für den Kurs «Gegenwartsfragen der Schweiz» (1934/35) 300 Eingeschriebene, für andere aktuelle Themen über 500! (S. 54). Das 25-Jahr-Jubiläum feiert die VHZ – kriegsbedingt mit einem Jahr Verspätung erst 1946 – gemeinsam mit vielen Zweigniederlassungen auf dem Lande, unter dem Motto: «Allgemeinbildung, die jeder Aufmerksame versteht!» (S. 55).

Unterdessen aber schlof die «Konkurrenz» nicht: Neben dezentralen VHS im Kanton (und der ganzen Schweiz) bauten auch kommerzielle Anbieter nach ähnlichem Muster aus. So konnte zum Beispiel die schnell gross und bekannt gewordene Migros-Clubschule bald mithalten. Spätestens jetzt stellte sich die Frage nach dem Wert des bezogenen Wissens. Unzählige Kommissionen im ganzen Land machten sich an die Arbeit. Anbieter mussten sich gemäss dem ersten nationalen Weiterbildungsgesetz (S. 104) um Standardisierung und Qualifikation des Unterrichts und der Abschlüsse bemühen.

Das neue Jahrtausend brachte weitere (R-)Evolutionen: E-Learning und Onlineunterricht! Bildungsräume werden teils

obsolet – die Aufbereitung der Kursangebote noch mehr standardisiert, koordiniert und professionalisiert, Ort und Zeit des Lernens und Lehrens individualisiert. Solch komplexe Entwicklungen können nur «Dachgremien» (wie zum Beispiel der Schweizerische Verband für Erwachsenenbildung, SVEB, gegründet 1951) leisten. Erwachsenenbildung (immer noch im Sinne von *éducation permanente* respektive *Education Permanente*, wie die einzige Fachzeitschrift für Weiterbildung in der Schweiz heisst), wurde zur Selbstverständlichkeit, gar Pflicht. Die Trägerschaften und Anbieter, wollen sie bestehen, müssen sich zusammenraufen, ihre Angebote genau definieren, standardisieren, sich spezialisieren. Im Gegenzug dürfen sie offiziell anerkannte Zertifikate und Diplome abgeben. Einige Angebote wurden in die neu gestalteten Fachhochschulen integriert. Diese bieten fortan in Absprache mit den Volkshochschulen gegenüber den Universitäten «gleichwertige, aber andersartige» (S. 103) Hochschulbildung.

Wie oft im Verlauf solcher Qualitätsentwicklungsprozesse entstand ein Vakuum. Dieses füllte sich fast wie von selbst durch die neue demografische Alters- (und die Alterssicherungs-)Struktur. Ab der Jahrtausendwende schossen Kursangebote für Seniorinnen und Senioren geradezu aus dem Boden, dies auch dank der «verlorenen Posten» früherer Volkshochschulen, die ihnen eine perfekte Infrastruktur vererbten (91). Die VHSZ bekam 2015 einen prestigeträchtigen Sitz in den aufwändig renovierten Häusern an der Bärengasse im Zentrum Zürichs (123). Die Zentrale hat zu Zeiten von Corona sogar an Bedeutung zugelegt! Und wie der Schlussteil mit Chronik und Personenregister und anderem mehr zeigt: Solange bei uns Diskussionen über Wert von Bildung, lebenslanges Lernen, über geeignete Angebote und Methoden aktuell bleiben (103), sind es auch solche Institution zwischen Wissenschaft und Kultur.

Das versteht Ruth Wiederkehr ausgezeichnet auf verständliche Art und übersichtlich gegliedert zu vermitteln.

Nachsatz: Die Rezension dieses Bandes über die Volkshochschule erscheint im Archiv für *Volkskunde* – der Gebrauch dieses Ausdrucks in Namen von Institutionen hat in etwa dieselbe Geburtsstunde: die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert. Es ist damit nicht eine Nation gemeint, sondern das, was viele tun, vielen gefällt oder was viele beschäftigt – im Sinne von populär. Insofern haben die beiden durchaus miteinander zu tun und sind auch immer noch aktuell.

MAJA FEHLMANN